

# Unterhaltungs-Beilage

## des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 117.

Samstag, 19. Mai.

1928.

(23. Fortsetzung.)

### Um Haaresbreite.

Roman von Guido Kreuer.

(Nachdruck verboten.)

Mit in sich gefehrtem Blick lächelte er verloren.  
„Wenn ich daran denke: Im Hause Ihres Herrn Vaters durfte ich ein- und ausgehen, durfte Sie fast täglich sehen, oft mit Ihnen sprechen. Und man hat's als gedankenloser junger Schnösel so hingenommen, wie man die Tatsache hinnahm, daß Frühling war und die Vögel sangen und die Rosen blühten. Was das bedeutet: — Frühling! — das weiß man so richtig ja erst im Spätsommer und im Herbst und Winter. . . . Ja — da lebte man so hin. Und dann war's mit einmal aus. Das Kommando zu Ende. Zurück zur russischen Grenze in die Garnison. Dienst. Jagd. Allerlei Alltagsorgen in der Schwadron. Noch ein paar Kartengrüße hin und zurück. Dann kam der Krieg. Alles bisherige wurde unwirksam und versank irgendwo im Hintergrunde.“

Er raffte sich zusammen. Seine Augen wurden wieder frisch.

„Na — nun hätten wir's ja überstanden. Man muß sich einfach befreieren: Die vierzehn Jahre dazwischen sind ausgestrichen. Hauptsache: Ich sehe Ihnen wieder gegenüber. Und wir sprechen zusammen. Und Sie sind noch immer dieselbe Biddy Lorn, an die ich oft draußen vorm Feind und auch später, seit ich auf meiner Klitsche im Hessischen sehe, denken mußte.“

Über Frau van Aarens Züge ging leise Bewegung. Impulsiv streckte sie ihm die Hand über den Tisch.

„Ich danke Ihnen für das, was Sie da eben alles sagten. Es war nett. Doch nun wollen wir die Vergangenheit lassen und von der Gegenwart sprechen. Was tun Sie in Berlin?“

Nur widerstrebend gab er ihre Rechte frei.

„Ich bin in einer sozusagen rennsportlichen Angelegenheit hier. Ein Freundschaftsdienst, über den ich leider selbst Ihnen gegenüber Schweigen bewahren muß. Fürs erste wenigstens noch. Aber darf ich die Frage zurückgeben, gnädige Frau, und die zweite hinzufügen, ob Sie längere Zeit hier bleiben werden?“

Ihre Brauen zuckten leise.

„Die Dauer meines hiesigen Aufenthaltes hängt leider nicht von einer eigenen Entschliebung, sondern von der Arbeit des Kriminalkommissars Warnstett ab.“

Ganz unwillkürlich war dieser Name ihren Lippen entchlüpft. Nun erschraf sie fast über die Veränderung, die unversehens mit Hannsjochen von Harwegg vorging. Denn der starrte sie sekundenlang betroffen an. Und dann beugte er sich etwas über den Tisch und erkundigte sich, jählings sehr ernst geworden:

„Warnstett? Sprechen Sie von dem Detektiv Warnstett in der Potsdamer Straße, gnädige Frau?“

Sie nickte.

„Also tatsächlich? Das ist allerdings mehr als verblüffend. Denn dieser Mann spielt auch in jener Sache, die mich nach Berlin rief, eine recht aktive Rolle. Sagen Sie, gnädige Frau, dränge ich mich sehr taktlos und unbefugt in Ihre privaten Angelegenheiten, wenn ich Sie um nähere Mitteilungen bitte, was Sie mit dem Kriminalkommissar Warnstett zu schaffen haben?“

„Finanzielle Affären“, wollte sie kurz abtun. Aber dann begann sie doch zu erzählen:

„Wenn Sie Wert darauf legen, will ich es Ihnen gern sagen. Allerdings muß ich zurückgreifen. Sie wissen ja, daß mein Vater Stadtbaurat von Hannover war und auch mancherlei freundschaftliche Auslandsbeziehungen besaß. Eines Tages bot ihm ein Freund den Bau eines Warenhauses in Amsterdam an. Es handelte sich um ein ebenso großzügiges wie interessantes Projekt. Meinen Vater reizte die an und für sich schwierige Lösung des technischen Problems. Und da seine hannoversche Amtszeit gerade abgelaufen war, so nahm er den holländischen Antrag an, für dessen Ausführung 3 Jahre vorgezogen waren. Wir beide — denn meine Mutter war ja längst tot — hedelten nach Amsterdam über. Dort lernte ich gesellschaftlich den Müncheer van Aaren kennen, nahm nach einigem Schwanken seine Werbung an und ging mit ihm nach Java. Vorhin erwähnte ich schon meine drei Jahre später als Witwe erfolgte Rückkehr nach Amsterdam. Dort lebte ich in meinem schönen Heim und in der Sicherheit, die ein nicht ganz unbedeutendes Vermögen verleiht.“

Der Kreis meiner holländischen Verwandtschafts- und Freundschaftsbeziehungen war keineswegs übertrieben groß, aber recht angenehm. Und gewann noch, als irgendjemand eines Tages einen Portugiesen namens Diego Berragez in die Amsterdamer Gesellschaft einführte. In Begleitung einer französischen Privatsekretärin und einem außerdem in seinen Diensten stehenden deutschen Herrn war er erst kurz vorher aus Bukarest eingetroffen und in einem der ersten Hotels abgestiegen, wo er eine Flucht von fünf Zimmern bewohnte. Mit einer für holländische Verhältnisse geradezu fabelhaften Schnelligkeit gelang es ihm, in dem sonst recht steifen und zurückhaltenden Amsterdamer Handelspatriziat festen Fuß zu fassen. Doch nicht nur dies — sondern er galt bald förmlich als Mittelpunkt. Man fand ihn interessant, geistvoll, unerhört weltgewandt, bewunderte die Großzügigkeit seiner Lebensführung, die Weite seines Blickes, die umfassende Fülle seiner Kenntnisse auf allen Gebieten. Er lebte absolut als unabhängiger reicher Privatmann.“

Nach kurzem Zögern fuhr sie fort:

„Allmählich begannen Gerüchte durchzujuckern, daß er keineswegs nur ein begüterter Nichtstuer, sondern vielmehr ein Finanzmann internationalen Zuschnitts sei. Das brachte in dieser Amsterdamer Patriziergilde das Interesse für sein Tun und seine Persönlichkeit naturgemäß zu noch intensiverer Steigerung. Auch ich unterlag der allgemeinen Hypnose, wie mehr oder weniger jeder Mensch, der in Berührung mit diesem Sennor Diego Berragez kam. Denn der Begriff des internationalen Plutokratentums war doch nur geeignet, eine neue Glorie um sein Haupt zu weben. Im übrigen schien er sich keineswegs danach zu reizen, dritten Personen Einblick in seine industrielle Tätigkeit und seine finanziellen Transaktionen zu gewähren. Man brachte ihn nur schwer dazu. Und selbst dann beschränkte sich sein mitteilames Vertrauen auf ganz wenige Bevorratete.“



Ich gehörte gleichfalls dazu und erfuhr von ihm schließlich unter dem Siegel der Verschwiegenheit, was den Kern seiner Unternehmungen bildete: Eine in Mexiko neu entdeckte Goldmine von geradezu phantastischer Ergiebigkeit. Gegenwärtig war sie im Aufschluß begriffen. Die Schürfrechte hatte er von der Regierung auf lange Jahrzehnte gepachtet. Eine ganze Anzahl notarisch beglaubigter sachmännischer Gutachten bewies die Berechtigung überschwänglicher Erwartungen. Sein in New York ansässiger Treuhänder hatte gerade vor wenigen Tagen einen neuen Bericht über den glänzenden Fortgang der Erschließungsarbeiten gesandt, in den der Sennor Berragez seine Freunde Einsicht nehmen ließ. Und das herrlichste der ganzen Sache war, daß fast sämtliche Shares und Anteilscheine sich noch in seinem Portefeuille befanden.

Liddy van Aaren schwieg, saß in den Sessel zurückgelehnt, knabberte ein Kradel und war von der ruhigen Gelassenheit einer Weltbame, die Dinge und Menschen stets mit einer gewissen lebenswürdig philosophischen Distanziertheit behandelt.

„Ich mag Sie nicht mit allzu viel Einzelheiten langweilen, Herr von Harwegg. Jedenfalls — eines Tages war der vielseitige Herr genau so unversehens verschwunden, wie er aufgetaucht war. Er ließ ein Trümmersfeld bitter getäuschter Hoffnungen zurück. Denn als die trauernden Hinterbliebenen seiner Finanztransaktionen sich zusammenfanden und nach anfänglichem Zögern gegenseitig mit der Sprache herausrückten — da ergab sich, daß der Portugiese einen recht lohnenden Fischzug getan hatte. Die mexikanische Goldmine mit den fabelhaften Schürfungsergebnissen war zwar nur ein Objekt seiner lebenswürdigen Phantasie gewesen. Sehr real dagegen blieben die neunhunderttausend Gulden, die er uns gegen Aushändigung von Anteilscheinen abgenommen hatte und worunter sich auch jene dreihundertachtzigtausend Gulden befanden, für die ich von ihm wertlose Shares erworben hatte.“

„Donnerwetter — dreihundertachtzigtausend Gulden!“ staunte der Zuhörer.

Sie lächelte etwas elegisch.

„Ja — immerhin die reichliche Hälfte meines Vermögens. Nun, abgesehen davon — selbstverständlich waren wir etwas ernüchtert und keineswegs sonderlich entzückt. Wandten uns deshalb auch schleunigst an die Polizei, die sehr bald feststellte, daß der Sennor Berragez sein einträgliches Gewerbe im Umherziehen betrieb. Man verfolgte rücklaufend seine Spuren nach London, Madrid, Bukarest, Stockholm. Stets hatte er natürlich unter anderem Namen und anderer Nationalität gearbeitet; einmal als Spanier, das andere Mal als Italiener, dann wieder als Brasilianer oder Chilene. Er schien, wohl aus Lokalpatriotismus, eine gewisse Vorliebe für die romanische Rasse zu haben. Im übrigen war er spurlos verschwunden. Auch hat er nicht geschrieben, ob er gesund geblieben.“

„Und nun haben Sie irgendwo gehört, daß er sich in Berlin aufhält und suchen ihn?“

Sie nickte.

„Vor kurzem sah ich in der Wochenchau eines der Amsterdamer Lichtspielpaläste Publikums-Aufnahmen vom ersten Tag des diesjährigen Gentel-Kennens auf der Grunewald-Krennbahn und erkannte unter den Herrschaften, die da vor den Logen herumspazierten, zu meiner Ueberraschung den Herrn Berragez in Begleitung seiner Sekretärin. Demnach mußte er in Berlin sein. Also nahm ich ein Flugzeug der Luft-Hansa, Strecke Amsterdam—Berlin, stieg hier im „Continental“ ab, beauftragte den Kommissar Warnstett mit allen erforderlichen Ermittlungen über augenblicklichen Namen und Art unseres mexikanischen Goldminendichters — und erwarte nun das Ergebnis.“

Leise verneinend bewegte sie den Kopf, als beantwortete sie eine stumme Frage.

„Nein — ich bin eigentlich gar nicht nachsüchtig. Gewiß — er brachte mich um die Hälfte meines Vermögens. Doch schließlich war er ein unbedingt interessanter Mensch und verschaffte der etwas stagnierenden Schwerfälligkeit der Amsterdamer Gesellschaftskreise manch neuen Impuls. — Also sagt man sich nachträglich eben,

daß man ihn mit teurem Gelde dafür bezahlt hat; wie man jedem Coiffeur und jedem Kellner, der gut arbeitet, ein reiches Trinkgeld gibt. Dieser Vergleich hat natürlich das Schicksal aller Vergleiche: er hinkt. Um so mehr, als die ehrliche Arbeit eines Friseurs und Kellners mit den Hochstapeleien eines geistlichen Desperados nichts gemeinsam haben. Doch Sie werden schon verstehen, wie ich es meine; wenigleich ich ohne weiteres darauf gefaßt bin, daß Sie meine Auffassung für egoistisch und lapriziös halten.

Rachsücht also ist es nicht, was mein Herkommen veranlaßt. Eher ein gewisses sportliches und psychologisches Interesse. Ich erwarte mit brennender Ungeduld den Moment, wo ich diesem Diego Berragez unvermutet gegenüberrete: Wie er seine Ueberrachung dann bemastern, wie er sich benehmen, wieweit seine Geistesgegenwart reichen wird, um wenigstens eine einigermaßen geschmackvolle Begründung seines damaligen Bluffs zu finden. Nachher will ich ihn ungehindert seinem Schicksal und dem Staatsanwalt überlassen, was ja doch nur eine Frage der Zeit ist. Sie mögen mich für sentimental halten — doch mich dauern nun einmal solche Menschen, deren Dasein eine einzige Heßjagd ist und die sich selbst zu ewiger Flucht verurteilen. Wie grauenhaft trostlos muß es in einem geistig so elastischen Menschen wie diesem angeblichen Diego Berragez aussehen, wenn hin und wieder mal eine Stunde der Selbstbesinnung über ihn kommt. Können Sie sich denn da gar nicht hineinsetzen, Herr von Harwegg?“

„Doch“, bestätigte er eifrig, „natürlich bin ich dazu ohne weiteres imstande. Und im übrigen fände ich Ihre Auffassung abgeklärt, geistvoll, bewunderungswürdig, und was weiß ich sonst noch alles, gnädige Frau, wenn Sie mir nicht sowieso bestätigten, daß die weiland Liddy von und die Frau, die mir gegenüber sitzt, miteinander innerlich nach wie vor absolut identisch sind. Darf ich Ihnen gestehen, daß mich das je h r froh macht?“

Aber — was nun diesen mehrfach erwähnten Herrn Berragez anbelangt, so glaube ich, Ihnen — durch Duplizität der Ereignisse und ohne dem Kommissar Warnstett vorzugreifen — immerhin schon einige interessante Mitteilungen machen zu können.“

„Sie, Herr von Harwegg?“ fragte sie ungläubig.

„Jawohl, gnädige Frau!“ bestätigte er.

„Jetzt kommt nämlich m e i n e Geschichte, und die ist noch viel verblüffender als die Ihre.“

(Fortsetzung folgt.)

## Das Rätsel des Polarlichts.

Von Dr. Ludwig Kern.

Wohl die wenigsten Mitteleuropäer haben schon mit eigenen Augen ein Polarlicht gesehen, fast jedem dagegen ist es aus Beschreibungen, Abbildungen oder Erzählungen bekannt. Nie aber wird der diese seltsame Naturerscheinung vergessene, der sie, vielleicht auf einer Nordlandreise, miterleben konnte.

Über einer besonders dunkel erscheinenden Stelle des nördlichen Horizontes wölbt sich plötzlich ein leuchtender Bogen, von dem aus rosa oder gelblich-grüne Lichtbündel hoch zum Himmel emporstiegen. Mitunter auch ermeden diese Strahlen den Eindruck, als ob sie keinen Zusammenhang mit der Erde hätten, sie verbreitern sich zu frei schwebenden Bändern, ja zu einem ganzen Vorhang. Immer aber hinterläßt das Polarlicht, ob es nun in der strahlenden Form oder in der der sogenannten homogenen Bögen auftritt, einen eigentümlichen intensivgrünen Schimmer, der noch einige Zeit nach dem Verschwinden der eigentlichen Erscheinung sichtbar bleibt.

Mit diesem Schimmer, der im Spektrum als markante gelb-grüne Linie hervortritt, begann das Rätselraten über die Natur des Polarlichts. Anfangs glaubte man, jene Linie im Spektrum, einem seltenen Edelgas, wieserzuerkennen, dann versuchte man, sie durch ein neues, ungemein leichtes Gas zu erklären, das die oberste Grenzschicht unserer Atmosphäre bilden sollte und dem man analog dem auf der Sonne festgestellten Koronium den Namen Geokoronium beilegte. Der norwegische Physiker Birkeland drückte als erster die Vermutung aus, daß dieses Gas durch von der Sonne ausgehende elektrische Strahlen zum Leuchten gebracht werde, und zwar durch Absorption von kleinsten, elektrisch geladenen Teilchen, den Elektronen.



Die Rolle der Elektrizität beim Polarlicht erkannte man zuerst, als bei einer besonders ausgeprägten derartigen Erscheinung unregelmäßige Ströme in den Telegraphendrähten auftraten und die Depeschübermittlung außerordentlich erschwert. Vorübergehend nahm man an, es hier mit Erdströmen zu tun zu haben, doch sprechen gewichtigere Momente für die kosmische Natur des Phänomens.

So ergibt sich der Zusammenhang der Polarlichter mit der Sonne klar aus deren Häufigkeit. Wie bei den Sonnenflecken nämlich tritt alle elf Jahre ein Maximum ein, und auch eine der Dauer der Sonnenrotation entsprechende Periode von 26 Tagen hat sich feststellen lassen.

Lars Vegard, ein Landsmann des vorhin erwähnten Naturwissenschaftlers, kam, auf dessen Studienergebnisse fußend, auf den Gedanken, daß die grüne Linie von Stickstoff in fester, in Kristallform, herrühre. Daß dieser gewöhnlich gasförmige Hauptbestandteil der Luft bei der an der Grenze unserer Atmosphäre herrschenden niedrigen Temperatur in einen höheren Aggregatzustand übergehen kann, liegt auf der Hand. Das hierbei vorausgesetzte Schweben der Kristalle erklärt Vegard durch Anziehung von negativen (von der Sonne ausgehenden) Elektronen auf die positiv geladenen Stickstoffpartikeln.

Diese in ihrer Einfachheit verblüffende Theorie galt es indessen erst zu beweisen. Zu diesem Zweck begab sich der norwegische Forscher an die Universität Oslo, wo der Physiker Unnes ein äußerst leistungsfähiges kältetechnisches Laboratorium leitet, und hier gelang es ihm, eine feste Stickstoffplatte herzustellen, die, mit Kathodenstrahlen bestrahlt, tatsächlich im Spektrum die charakteristische grüne Linie zeigte. Somit war der Beweis erbracht, und das Rätsel des Polarlichts, um das sich so viele bedeutende Männer bemüht haben, kann nunmehr als gelöst gelten.

## Die Tonkabohne.

Von Wilhelm Scharrelmann.

Früher, zu Hause, bewahrte meine Mutter in ihrem Knopfbeutel eine mysteriöse Bohne auf. Sie war so groß wie eine kleine Kartoffel, ein wahres Dick von einer Bohne, und dabei so köstlich an Wohlgeruch, daß alle Gewürze Indiens dagegen nicht aufgezogen wären.

„Das ist eine Tonkabohne“, erklärte mir meine Mutter, und schon an der Andacht, mit der das Wort ausgesprochen wurde, war zu erkennen, was für ein Schatz diese Bohne darstellen mußte. Ich habe nie wieder ein Wort so aussprechen hören — höchstens Koromandel. Aber Koromandel lag in sagenhafter Ferne, und die Tonkabohne präsentierte sich als ein greifbar nahe Wunder und hatte überdies einen Namen, der beinahe noch schöner klang als Koromandel. Er klang wie eine alte Glode, die dem Weithammel einer Schnudenherde draußen in der braunen Heide jahrelang am wolkigen Halse gehangen hat... Tong tong... Es war fabelhaft.

Sie hatte überhaupt Eigenschaften, die Tonkabohne —! Wenn meine Mutter den Knopfbeutel auf den Tisch umstürzte und die 3678 Knöpfe, die darin waren, über die Platte kullerten und der eine, der gerade gesucht wurde, sich wieder einmal nicht darunter befand und man sich darum damit begnügen mußte, einen möglichst ähnlichen dafür zu finden — die Tonkabohne war jedesmal und sofort zur Stelle.

Schwarz und glänzend fiel sie jedem sofort ins Auge und überstrahlte durch den Glanz ihrer geheimnisvollen Erscheinung selbst den Schimmer der großen Perlmutternöpfe, von den beinernen, gläsernen und metallenen Brüdern innerhalb der Familie Knopf gar nicht zu reden. Gewiß, auch unter den Knöpfen gab es Märchen und Wunder, aber selbst der schönste Knopf war ohne Duft und konnte es in keiner Weise mit der Tonkabohne aufnehmen. An ihr riechen zu dürfen, war ebensoviel, als eine Tasse Schokolade angeboten bekommen, und das will etwas heißen, denn Schokolade gab es zu unserer Kinderzeit vielleicht in zwei Jahren einmal... Abgesehen, fällt mir ein, könnte man noch eher sagen, daß sie nach Vanille duftete. Aber das kann ihren Wert nur erhöhen. Vanille kam noch vor Schokolade. Unbedingt.

Eines Tages, — meine Mutter hatte, mit einer Näharbeit beschäftigt, soeben wieder einmal den Knopfbeutel hervorgeholt und auf dem Tische umgestürzt, um für einen abgerissenen Knopf an meiner Jade einen möglichst ähnlichen zu suchen — war die Tonkabohne verschwunden, weg, spurlos davon, als hätte die Tischplatte sie verschluckt.

Ich suchte und suchte, rührte den ganzen Knopphaufen um und um und guckte mir die Augen nach ihr aus, aber die 3678 Knopfgesichter grinsten nur.

„Ich hatte doch immer eine Tonkabohne zwischen den Knöpfen?“ meinte meine Mutter und wunderte sich.

Ich war fünf Jahre alt und hätte das Heulen kriegen können. Die Tonkabohne! war so etwas möglich?

Selbst der Kreisel, den ich mir aus einem Knopfe machen durfte, stillte meinen Kummer nicht.

Ich weiß nicht, ob die Kunst, einen solchen Kreisel zu machen, heute nicht längst in Vergessenheit geraten ist. Man schält einen Knopf aus seiner Stoffumhüllung und steckt ihn auf ein Bündholz, und wenn man es dann versteht, ihn zwischen den Fingern zu wirbeln und im rechten Augenblick loszulassen, surrt und tanzt er wie ein Derwisch...

Die Tonkabohne! Ich konnte kaum einschlafen darüber und selbst in den Traum hinein verfolgte sie mich: Ich lag der Länge lang auf dem Fußboden unseres Wohnzimmers und spähte unter die Möbel. Richtig, da lag sie ja, hinter dem linken Vorderbein der alten Mahagonikommode. Haha! Sie hatte wohl keine Lust mehr, zwischen den alten Knöpfen zu liegen? Eine seltsame Freude durchrieselte mich und vor Entzücken wachte ich auf.

Verwundert richtete ich mich im Bette auf und starrte mit großen Augen in die mondhele Kammer. Alles war still, beklommen und rätselhaft still... Eisblumen standen im Mondlicht an den Fenster Scheiben und der Schatten des Fensterkreuzes lag so hart und scharf auf den hellen Dielen des Fußbodens, als hätte es ein Maler mit dunkler Farbe darauf gemalt.

Aber da — was war das? Ein Ton erscholl jetzt in der Stille und stand wie ein Wunder, bestrebend und groß in dem stillen Hause auf, stieg an und senkte sich wieder, von einer so rätselhaften Schwermut getragen, daß ich darunter erschauerte. Jemand sang ein Lied, das ich nicht kannte und mich doch mit seltsamer Gewalt berührte. Es war die Stimme meines Vaters, weich und tief und von einer solchen Fülle im Ton, daß mir das Herz darüber stillstehen wollte.

Niemals, daß ich meinen Vater so hatte singen hören. Ich weiß nicht mehr, welches Lied es gewesen sein mag, das er sang. Es war auch nicht das Lied — es war der Ton seiner Stimme, der in mein traumerfülltes Herz fiel, der Ton der Schwermut und eines hoffnungslosen Leids.

Vor Erregung erbebend, stand ich auf, tappte durch die Kammer, während die Kälte mit eiskühlen Händen an meine Brust griff, schlich die Treppe hinab und guckte durch das Schlüsselloch in das Wohnzimmer. Drinnen saßen meine Eltern im Schein der alten Petroleumlampe versunken und still miteinander am Tisch. Mein Vater wendete mir den Rücken zu, so daß ich sein Gesicht nicht sehen konnte — aber ich hörte ihn ja, und der Ausdruck der Klage, die aus seinem Gesange sprach, fiel mit jedem Tone stärker in mein Herz und füllte es mit einer unsäglichen Trauer.

War es möglich, daß mein Vater, ein Mann, der nach meiner kindlichen Meinung alles wußte und alles kannte, der stärker war als alle und den alten hölzernen Koffer auf dem Haushoden, der mit eisernem Werkzeugs gefüllt war und den ich nicht um einen Zentimeter zu rücken vermochte, wie ein Spielzeug in die Höhe hob — war es möglich, daß dieser Mann von Schmerz und Trauer erfüllt war und tiefer darunter litt, als ich jemals gewußt hatte?

Was um alles in der Welt konnte es sein, das ihn so traurig machte? Nein, ich wußte damals noch nichts von den zerstörten Hoffnungen eines Lebens, wußte nichts von dem Druck der Entsagung und der Gewalt des Schicksals, von Verlust und schwerer Zeit — ich wußte nur eins: — die Tonkabohne! nur um sie konnte es sein, daß er so traurig war. Mit einem Ruck öffnete ich die Tür und mit dem Ruf: „Sing nicht mehr — ich weiß, wo sie ist!“ kniete ich vor der Mahagonikommode nieder, fand die Tonkabohne an der Stelle, wo ich sie im Traume gesehen hatte, und drückte sie meinem Vater, zitternd vor Freude, in die Hand.

## Scherz und Spott

### Englischer Humor.

„Vier Jahre“, antwortete die Mutter bestimmt auf die Frage des Omnibusschaffners nach dem Alter ihres recht kräftig entwickelten Jungen, der seinerseits dieselbe Antwort gab, als der mißtrauische Schaffner die gleiche Frage auch an ihn richtete. „Nun, für diesmal mag er noch umsonst fahren“, erklärte der Schaffner, „wenn er aber so weiter wächst, wird er einmal ein großer Lügner oder ein Dieb werden.“

Bobbo: „Ich habe beim Zahnarzt nicht ein bißchen geschrieben.“ — Vater: „Du bist ein tapferer Junge, und zur Belohnung sollst du auch einen Schilling haben. Hat dir der Doktor sehr weh getan?“ — „Nein, Vater, er war gar nicht zu Hause.“





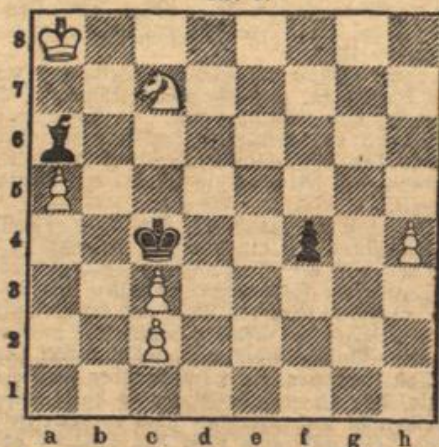
## Schach

Bearbeitet von Gustav Mohr.

Zwei Endstellungen.

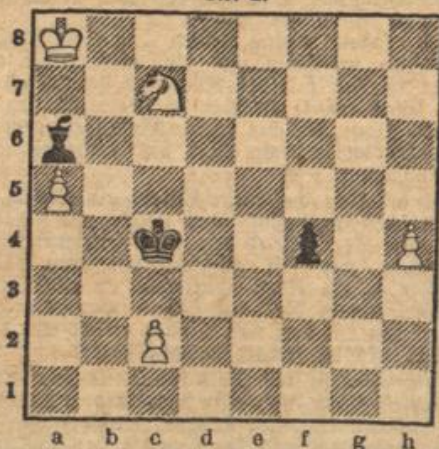
Komponiert und erläutert durch Dr. M. Lewitt, Berlin.

Nr. 1.



Weiß: Ka8, Sc7, Ba5, c2, c3, h4. Schwarz: Kc4, La6, Bf4.  
Weiß zieht und gewinnt.

Nr. 2.



Weiß: Ka8, Sc7, Ba5, c2, h4. Schwarz: Kc4, La6, Bf4.  
Das Spiel bleibt unentschieden.

**Bogoljubow als Simultan-Spieler.** Simultan-Vorstellungen, auch vielfach Rundspiele genannt, sehen sich alle ähnlich. Ein Kreis von Tischen, in dessen Innenseite der Simultan-Spieler von Brett zu Brett schreitet. An der Außenseite die Gegner. Hinter diesen die Zuschauer, die mit ihren Bemerkungen und Ratschlägen nicht kargen. Meistens hauen sie daneben, seltener, daß sie den Nagel auf den Kopf treffen. Viele Köche verderben auch hier meistens den Brei und die Spieler, die sich um die Ratschläge ihrer Umgebung nicht kümmern, haben gegen den herumgehenden Meister die besseren Gewinnaussichten. Ein gewandter Simultan-Spieler hat nichts dagegen einzuwenden, wenn die Zuschauer beim Spielen mitreden; ohne es zu wollen, sind sie seine besten Bundesgenossen. Auch Bogoljubow erlaubt den Umstehenden ihre Weisheit zum besten zu geben. Uebrigens erschwert er sich anderweitig seine Aufgabe, indem er die eine Hälfte der Partien mit Weiß und die andere mit Schwarz spielt. Ein großes Entgegenkommen seinen Gegnern gegenüber, denn dadurch verzichtet er auf die Anwendung gefährlicher Eröffnungsvarianten, um schon Anfangs der Partie die bessere Stellung zu erlangen. Viele Rundspieler machen von diesem Kunstgriff gern Gebrauch. Sie eilen von Brett zu Brett, um dem Gegner möglichst

wenig Zeit zum Ueberlegen und Nachdenken zu lassen, sie spielen vielfach gewagte und gefährliche Varianten. Die Folge ist, daß die meisten Spieler verwirrt werden und Fehler machen, die ihnen die Partie kosten. Der Simultan-Spieler pflückt auf diese Weise höchst billige Lorbeeren, errungen durch die Anwendung auswendig gelernter Bücherweisheit. So spielt Bogoljubow keine Simultanpartien. Als Beweis möge dienen, daß er den Anzug bei der Hälfte der zu spielenden Partien den Gegnern überläßt und daß er die Spiele, bei denen er den ersten Zug zu machen hat, auf die solideste Weise eröffnet. Daher spielt er keinen Königs- oder Evans-Gambit. Selbst mit der Möller-Variante in der italienischen Partie eröffnet er nie sein Spiel. Die Art, wie er spielt, sein Stil entspricht ganz den Erwartungen, die man von einem starken Angriffsspieler hegt. Ruhig und kräftig, wie der ganze Mann, ist auch sein Spiel. Bedächtig geht er von Brett zu Brett. Mit gesenktem Haupt, mit den Händen auf dem Rücken, steht er vor dem Brett und denkt über seine Antwort nach. Dann streckt er die linke Hand aus und mit einer leichten Handbewegung setzt er einen Stein auf das für ihn bestimmte Feld.

Die Lösung bei Nr. 1 lautet: 1. Se6-f3 (am besten), 2. Sg5-f2, 3. Se4-f1 D, falls 3. f1S, so ist der h-Bauer nicht mehr aufzuhalten, z. B. 4. h5-Lc8, 5. h6-Lf5, 6. Sd6+ usw. 4. Sd2+-Kc5, 5. Sxf1-Lxf1. Die isolierten weißen Bauern erweisen sich durch ihre Uebermacht dem feindlichen Läufer überlegen. 6. h5-Kb5 (s. A.), 7. h6-Lg2+, 8. Ka7!-Le4, 9. a6-Lxc2, 10. c4+-Ka5, 11. c5-Kb5, 12. c6!-Kxc6-Kb8 und gewinnt. Oder (A.) 6. ... Lg2+ die beste Verteidigung, 7. Kb8! Nur dieser Weg führt zum Gewinn. Auf 7. Ka7 droht Schwarz mittels 7. ... Kc6 den weißen König einzuschließen, und erst nach 8. Kb8 folgt 8. ... Kb5 mit Remisschluß. 7. ... Kb5, 8. Kc7!-Le4!, 9. c4+Kxa5, 10. c3!-Ld3, 11. h6-Lf5, 12. c5-Ka6, 13. c6-Kb5, 14. Kd6-Kb6, 15. c4-Lg6, 16. c5+-Ka7, 17. Ke7 nebst 18. Kd8 und gewinnt. In der anderen Stellung ohne Bc3. — Nr. 2 — bleibt das Spiel unentschieden, denn nach 1. Se6-f3, 2. Sg5-f2, 3. Se4-f1 D, 4. Sd2+-Kc5, 5. Sxf1-Lxf1, 6. h5-Lg2+, 7. Ka7-Kc6 usw. hat Weiß keinen Pfeil mehr zu versenden, es fehlt eben Bc3. Man sieht ein Doppelbauer hat zuweilen einen großen Wert.

Lösungen: Nr. 36. 1. Le8-Kxe4, 2. Dd6; 1. ... Kxe6, 2. Dxd4; 1. ... Sxe4, 2. g4+; 1. ... g4, 2. Sf3; 1. ... Sc4, 2. Sxc4; 1. ... Sd2, 2. Sf3. Nr. 37. 1. Sb5-Kc6, 2. Dg5+; 1. ... Ke3, 2. Dg3+; 1. ... d5, 2. Ld5. — Angegeben von S. Gradstein.

## Rätsel

Füllrätsel.

a . . e .  
i n . .  
c . . . r  
r . . e .  
e m . .  
o . . i .

Oper von Bizet,  
Heilmittel (Fiebermittel),  
Verfasser bekannter Jugendromane,  
And. Name für „heiße Zone“,  
Experimental-Wissenschaft,  
Verwandter.

Werden die fehlenden Buchstaben sinngemäß ergänzt, so ergeben die beiden Diagonalen den Namen eines berühmten Komponisten.

Geographisches.

Eine bekannte Insel der Nordsee,  
(Gar dicht gelegen bei England),  
Wird durch das Buchstabenpaar „ge“  
(Halb vorn, halb hinten), zum Blumenband.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 112.

Buchstaben-Umwerfrätsel: Er warf „Alle neun“. — Seltsame: Kuckuck.

Wichtige Lösungen sandten ein: Walter Acker, Lia Bullmann, Soph. Karlebach, Martel König, sämtlich aus Wiesbaden; Julian Stein aus Solingen; Otto Prückel aus Hahn i. T.